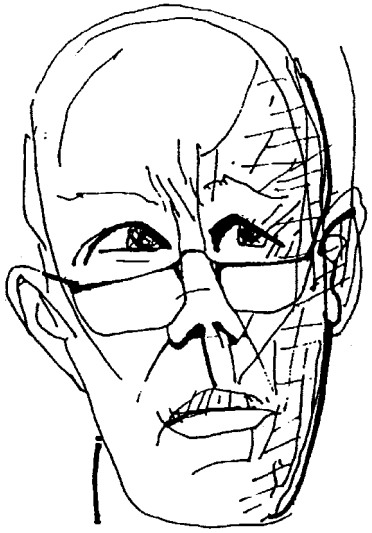


UWE-JOHNSON-TAGE IN NEUBRANDENBURG FEIERLICHES FINALE MIT PREISVERLEIHUNG

Symbolkraft von Ort und Charakter



SPURENSUCHE In einer Nordkurier-Produktionshalle erwies sich die Preisverleihung erneut als gesellschaftliches Ereignis von über-regionaler Ausstrahlung.

VON SUSANNE SCHULZ

NEUBRANDENBURG. Ein Charakterkopf mit Federschmuck. Darauf Zeilen aus der „New York Times“, mit deren Auskünften Uwe Johnson seinem vielschichtigen Hauptwerk „Jahrestage“ die weltgeschichtlich-gegenwärtige Ebene gab; und auf dem Ärmel des Häuptlings das DDR-Emblem: Mit solchem T-Shirt-Motiv gewürdigt sieht sich der diesjährige Uwe-Johnson-Preisträger Jochen Laabs, in dessen Roman „Späte Reise“ die Frage aufgeworfen wird, ob nicht den Ostdeutschen im vereinten Land ein ähnliches Schicksal beschieden sei wie den Ureinwohnern im modernen Amerika. Nicht nur die Wahl der Schauplätze verbindet den in Berlin und Mecklenburg lebenden Autor mit dem Namensgeber der vom Nordkurier und von der Mecklenburgi-

schen Literaturgesellschaft (MLG) vergebenen Auszeichnung. Wie symbolhaft der gewählte Ort aber nicht nur in der Literatur ist, stellte MLG-Vorsitzender Carsten Gansel am Wochenende bei der Preisverleihung in einer Produktionshalle des Nordkurier-Gebäudes fest: Wo „Nachrichten über den Zustand der großen und der kleinen Welt materialisiert“ würden, fand sich ein Schauplatz mit Charakter, dessen Authentizität noch durch eine gelungene Lichtregie hervorgehoben wurde.

„Ein Raum ohne aufgebrezelte Kulisse und ohne falsche Takelage“, befand auch Franziska Augstein, die dem Preisträger eine Laudatio mit viel Esprit zuteil werden ließ; und Laabs selbst wollte noch immer kaum wahrhaben, dass ein solcher Abend an so bemerkenswertem Ort tatsächlich ihm gelte. Seine Art, sich selber nur nicht zu wichtig zu nehmen, hatte die Laudatorin – über das Etikett der Bescheidenheit hinaus weisend – als gleichermaßen bescheidene und anspruchsvolle Haltung beschrieben: mit dem Anspruch, selbst die Welt zu erleben.

„Jochen Laabs lebt in Landschaften“, sagte sie über den 69-jährigen, der seinerseits in der Dankesrede beschrieb, wie sich ihm „Wortlandschaften“ eröffneten, seit der Inhalt des großeliterarischen Bückschanks 1945 die Verwüstung überlebt hatte. „Die Zweitwelt war grenzenlos“,

„Authentischer Schauplatz, wo Nachrichten über den Zustand der Welt materialisiert werden“

beschrieb er die Wirkung von Literatur, die „gegenüber der Realität meist die besseren Angebote“ bereithalte. Wiederum der Realität zu neuer Wahrnehmung, Deutung, Perspektive verhelfen zu haben, gehört nun zu jenen literarischen Qualitäten,

für die dem Autor der Uwe-Johnson-Preis zugesprochen wurde.

Als jemand, der die Wende-Zeit „aufmerksam beobachtet und durchlebt“ habe, fühlte sich Neubrandenburgs Oberbürgermeister Paul Krüger (CDU) von Laabs' Roman angesprochen. Seine Festrede nutzte er, um jene „Ecken und Kan-



Für die Festveranstaltung mit rund 100 Gästen wurde die Produktionshalle in eine stimmungsvolle Lichtinszenierung „getaucht“.

FOTO: BERND LASSDIN

ten“, auf die Johnson'schem Credo zufolge „jedes Ding zu untersuchen sei“, im Hinblick auf das Neubrandenburger Kulturleben zu beschreiben. Ohne die ankündigenden Einschnitte in die kommunale Kulturförderung direkt anzusprechen, warnte er davor, eine „moralische Pflicht“ zu verwechseln mit „Forderungen an die öffentliche Hand für weder gewünschte noch bestellte Leistungen“. Die Stadt werde ihre künftigen Fördermöglichkeiten „nach den von uns gesetzten Schwerpunkten und Kriterien“ be-

messern, dabei vor allem Bildungsaspekte und Leseförderung im Vordergrund sehen.

Derartiges Engagement konnte Krüger den Ausrichtern der Uwe-Johnson-Tage ausdrücklich bescheinigen. Darüber hinaus hat es die zum siebten Mal ausgerichtete Preisverleihung als Ereignis der literarisch und künstlerisch interessierten Gesellschaft mit rund 100 Gästen längst zu über-

regionaler Ausstrahlung gebracht. Da saß der ehemalige Benzer Pfarrer Martin Bartels ebenso im Publikum wie der Neubrandenburger Maler Matthias Jaeger mit seinem Skizzenblock, der Berliner Autor und Fallada-Experte Werner Liersch ebenso wie der MDR-Literaturrexperte Michael Hametner (beide Mitglieder der diesjährigen Jury), der ausgewiesene Johnson-Kenner Peter Nöl-

dechen wie der Kieler Publizist Rainer Paasch-Beeck, der zuvor in Güstrow eine Tagung der Evangelischen Akademie „Auf den Spuren Uwe Johnsons in Mecklenburg und in der DDR“ besucht hatte. Sowohl auf die Geografie des veränderten Landes als auch auf die Wirkung der Lektüre war diese doppelte Spurensuche gerichtet. Auf Fragen mithin nach den Charakteren von Land und Leuten und danach, wie „alles zusammen hängt“ – in Johnson'schem Sinne und in dem der Neubrandenburger Preistrifter.

„Ein Raum ohne aufgebrezelte Kulisse und falsche Takelage“

Bekenntnisse eines Mythen-Zertrümmerers

LESUNG Zur letzten Veranstaltung der Uwe-Johnson-Tage 2006 war der Autor Jens Bisky ein unbequemer Disputant.

VON DETLEF STAPP

NEUBRANDENBURG. Bei der letzten Veranstaltung der diesjährigen Uwe-Johnson-Tage am Freitagabend hatte Moderator Carsten Gansel, Vorsitzender der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft und Gießener Literaturprofessor, eine schwierigen Job zu machen. Der eingeladene Autor Jens Bisky verweigerte sich weitgehend der vorgetragenen Eingangsthese, dass Erinnerung an die DDR sehr von der heutigen Arriviertheit des Erinnernden abhängt. Mehr noch, der Feuilleton-Journalist der Berliner Redaktion der Süddeutschen Zeitung bezeichnete diese Rückkopplung aus der Gegenwart als „Schwundstufe des Vulgärmarxismus“. Dem zahlreichen Publikum in der Neubrandenburger Kunstsammlung war es demnach über-



Jens Bisky und Professor Carsten Gansel in der Debatte

FOTO: HEIKO BROSIEN

lassen, sich die Zusammenhänge aufgrund der locker kommentierten Auszüge aus dem vorgestellten Buch „Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich“ selbst zu rekonstruieren.

In der Tat lieferte der Abend Belege dafür, wie wenig die angebotenen Erinnerungstypen Hartz-IV-Empfänger und erfolgreiche Füh-

rungskraft als Projektionsfläche taugen. Der 40-Jährige steht für die Schwierigkeit und Komplexität des Themas. Sein Buch versucht als eine Art Bildungsroman den Weg aus der verhängnisvollen Kollektive zum selbstbestimmten Erinnerungs-Ich. Wer Bisky als Kolumnisten kennt, weiß um seine Rolle als Mythenzerstörer. Einerseits sieht

er selbst das generationsübergreifende Gelächter zu Filmen wie „Good Bye, Lenin!“ über die Vertretung des Ostlers als Fortführung der mitverschuldeten Unmündigkeit mit umgekehrten Vorzeichen. Zum anderen sei heute wie schon vor 1989 die intellektuelle Produktivkraft des skeptischen Individuums gefragt, um mit dem Freiheitsgewinn etwas anzufangen.

Man muss also über das Milieu reden, in dem so etwas möglich ist und sein konnte. Jens Bisky ist der Sohn des PDS-Parteivorsitzenden und Vorwende-Rektors der Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg Lothar Bisky, der 1959 aus Schleswig-Holstein in die DDR kam. Von dieser symbolischen Aufladung der Biografie des Nachgeborenen lebt das Buch zum großen Teil. Die Beobachtungen des Vaters, wie der durch sein Arbeitszimmer tigert, sich in Anmutung und Körperhaltung beim Schreiben von Dissertationen und Büchern verändert, würde andernfalls kaum interessieren. Dieser Sockel des Leserinteresses garantiert Aufmerksamkeit für die Lebensreflexionen eines DDR-Bewohners, der als Schüler FDJ-Funktionär war, dann SED-Mit-

glied und schließlich bis zur Wende vier Jahre lang Offizier der Nationalen Volksarmee.

Bisky erzählt in intelligent bewältigter Dramaturgie einen Abnabelungsprozess, der nahezu deckungsgleich vor einer Folie der historischen Ereignisse und Zäsuren liegt. Eine Methode, die ihm erst ermöglicht, die Frage zu beantworten, warum jemand totalitären Heilsversprechen folgte. Es sind ja keine komplizierten, sondern eher als natürlich zu bezeichnende Mechanismen, wenn Gemeinschaftsgefühl instrumentalisiert wird.

Für das Publikum war die auf analytische Illusionszertrümmerung angelegte Autoren-Sicht gewöhnungsbedürftig. So musste auch die Frage kommen über sein Selbstverständnis als Offizier, das ja doch eine unübliche Ebene von ideologischer Loyalität voraussetzte. Die Zuhörer vernahmten staunend, das der Artillerie-Leutnant für die Entscheidung platte pekuniäre Berechnungen zu alternativen Lebenssituationen angestellt habe. Opportunismus also als Korsettstange des realen Lebens für jemand, der in eine Parallelwelt der Subkultur weggetaucht

war. Als Beleg dafür kann durchaus das gelesene Kapitel über Biskys Coming Out in Uniform gelten, das nicht ohne tragikomische Akzente ist, weil das Schwulsein durch die militärischen Vorgesetzten zunächst einmal als gefährdende Krankheit eingestuft wurde.

Im „Kampf unterschiedlicher Erinnerungsgemeinschaften um das kollektive Gedächtnis der DDR“, wie Gansel diesen „Gedächtnis-Markt“ charakterisiert, redet Bisky einer antiolektivistischen Immunisierung das Wort. Dabei hält er eine kritische Distanz zur DDR-Ostalgie für ebenso erforderlich wie zur nostalgischen Westsehnsucht nach den frühen Kohl-Jahren. Ihm schwebt eine intellektuelle Avantgarde vor, die übriges „wie in der DDR der Gesellschaft die erhaltenden Energien zuspießt“. In diesem Sinne wird Bisky – übrigens auch in seiner eigenen Zeitung – als Spezialist für den Osten verkannt, weil ihm die Ähnlichkeit alter und neuer Denkgefährdungen selten abgenommen wird. Jens Bisky: Geboren am 13. August. Der Sozialismus und ich. Rowohlt Berlin 2004, 256 Seiten, 17,90 Euro, ISBN 3-87134-507-5